



Das verhängnißvolle Zusammentreffen.

Novelle.

(Nach dem Französischen.)

(Fortsetzung.)

Acht Jahre nach diesem Ereignisse saß ein Mann in einem alten, abgerissenen Sammetkleide auf einem gebrechlichen Armstuhle in dem kalten und feuchten Zimmer eines alten Schlosses, dessen Ruinen man noch heute an den Ufern der Donau erblickt. Die Ellbogen auf die Knie gestützt und das Gesicht in den Händen verborgen, schien er in dieser Stellung eingeschlummert zu sein. Ein Sturm, der sich beim Einbruche der Nacht erhoben hatte, rüttelte an den gebrechlichen Fensterchen, die, so wie das ganze baufällige Schloß, kaum seiner Wuth zu widerstehen schienen und das düster herabbrennende Kerzchen, das die Stube nur halb erleuchtete, gab dem ganzen Aufenthaltsorte ein schauriges Ansehen. Bei dem Lärm, den ein in den Hof hereinsprengendes Pferd machte, erhob sich der Mann, der scheinbar schlief, von seinem Sitze und zeigte ein noch junges Gesicht.

„Also wollen sie mich doch aus meinem letzten Asyl jagen!“ rief er, „es ist Zeit, daß das zu Ende geht. Meine Gläubiger werden schöne Augen machen; ihnen zum Trost will ich in meinem Schlosse bleiben und überlasse ihnen noch die Sorge für mein Begräbniß.“

Da öffnete sich die Zimmerthür mit Geräusch und eine Männerstimme sprach: „Wer Ihr auch seid, seid so gefällig, mir zu sagen, wo ich den Grafen von Mansfeld finde.“

„Mein Herr, ich bin der Graf von Mansfeld.“

„Gelobt sei Gott!“ rief der Neuangekommene freudig aus. „Herr Graf, folgen Sie mir schnell; Sie sind an den Hof berufen und sollen nach Spanien gehen.“

2.

Es mögen jetzt ungefähr anderthalb Jahrhunderte sein, daß die Madrider Straßen eines Tages voll von Bewegung und Lustbarkeit waren. Von allen Höhen, die sich rings um den Prado und den Palast Buen Retiro erstrecken, sah man Massen von fröhlichen, festlich gepuhten Spaziergängern ein-

herströmen, die sich alle mit den Zeichen der lebhaftesten Neugierde nach der Plaza Mayor drängten, wo ein großes Stiergefecht die schaulustigen Madrider ergötzen sollte. Seit langer Zeit war es auch das erste Mal, daß das königliche Paar, Karl der II. und die schöne Louise von Orleans, sich öffentlich zeigen wollte. Der kränkliche Zustand des Königs, der ihn in die Nothwendigkeit versetzte, immerwährend in der Mitte seiner Aerzte, Mönche und Zwerge im Innern des Palastes zu verweilen, verurtheilte die junge lebenslustige Königin zu einem Einsiedlerleben, das nach dem Befehle der spanischen Etiquette unbedingt beibehalten werden mußte.

Mansfeld, der an diesem Volksfeste Theil nahm, schritt eben durch einen Gang, der zur Außenseite des Amphitheaters führte, als er plötzlich eine reichverzierte Sänfte neben sah. Der Graf drückte sich an die Mauer, um ihr Platz zu machen und in diesem Augenblicke erschien an der Thür der Sänfte ein Frauengesicht, dessen Züge nur halb von einer schwarzen Sammlarve verdeckt waren. Diese Dame war offenbar jung und schön, obwohl ein geübter Beobachter leicht eine schon voll aufgeblühte Rose hätte errathen können. Zwei liebeblühende Augen strahlten durch die schmalen Oeffnungen der Larve und nicht ungekrast vermochte ein Mann diesen Flammenblick zu ertragen. Keppig drängten sich die vollen braunen Locken unter den schwarzen Spitzen hervor, die die Larve umkränzten und der blendend weiße Teint ihres vollen Nackens nebst dem Umstande, daß sie keine Mantille trug, zeigte auf den ersten Blick, daß sie nicht in Spaniens Gesilden das Licht der Welt erblickt hatte. Schon das erregte die leicht reizbare Neugierde des Grafen; um wie viel mehr mußte sie aber gespannt werden, als er ganz deutlich bemerkte, wie die in der Sänfte befindliche Dame bei seinem Anblicke einen schwachunterdrückten Laut des Erstaunens hören ließ und gleich darauf mit ihrem neben der Sänfte einhersehreitenden Stallmeister einige halblaute Worte, in französischer Sprache wechselte. Der Graf folgte der Dame wie ihr Schatten auf eine etwas erhabene Tribune. Niemand schien sie zu kennen, woraus Mansfeld nicht mit Unrecht schloß, daß sie in Madrid noch fremd sein müsse.

Die Unbekannte erhob sich, noch ehe der Kampf beendet und der Sieger proklamirt war, von ihrem Sitze und verließ die Tribune. Der Graf that dasselbe und trug dem einen seiner

Diener auf, der Dame zu folgen und zu ermitteln, wo sie wohne.

Ehe der Diener zurückkam, trat ein Mann vorsichtig auf der Straße zu Mansfeld, der in Gedanken versunken langsam dahinschritt.

„Seid Ihr der Graf von Mansfeld?“ fragte der Unbekannte.

„Er selbst. Was ist Dein Begehrt?“

„Sennor, meine Herrin beauftragt mich, Euch aufzusuchen, und Euch zu bitten, ob Ihr ihr nicht die Ehre geben wolltet, mit ihr zu soupiren.“

„Deine Herrin? wie heißt sie?“

„Erlaubt mir, Sennor, Euch ihren Namen zu verschweigen, es ist mir so befohlen.“

„Das ist sonderbar. Kenne ich Deine Herrin?“

„Vielleicht.“

„Noch ein Wort . . . ist sie . . . Spanierin?“

„Nein, Sennor, sie ist Französin.“

„Französin, sagst Du? — Ach! ich folge Dir sogleich, fort, fort!“

„Erlaubt mir also, Sennor, daß ich Euch, nach dem Befehl meiner Herrin, die Augen verbinde, ehe wir in die Karosse steigen, die uns unten erwartet. Sennor, bloß unter der Bedingung kann ich Euch als Führer dienen. Ja oder nein; entschließt Euch!“

„Und ging's in die Hölle, ich sagte nicht nein!“

## 3.

„Ach! sagte Mansfeld, dem man soeben die Binde abnahm und der sich in einem glänzend decorirten Boudoir befand, „das Abenteuer wird wirklich merkwürdig und das Schicksal scheint mich jetzt entschädigen zu wollen. Wo bin ich aber? — Auf dem Lande, oder in der Stadt? —“

Er hatte nicht Zeit weiter zu sprechen, denn in diesem Augenblicke öffnete sich, zwei Schritte von ihm, eine verborgene Tapententhür und er befand sich plötzlich der verlarvten braungefärbten Dame gegenüber, die er beim Stiergefechte gesehen hatte, deren Teint so weiß, deren Augen so ausdrucksvoll waren und die, wenn der Himmel gerecht war, keine andere als diejenige sein konnte, die er einige Jahre vorher bei der Boissin getroffen hatte.

Mansfeld stand so verwirrt da, daß die Göttin sich eines nur halb von der Larve verborgenen spöttischen Lächelns nicht erwehren konnte.

Als er sich endlich wieder gesammelt hatte, sprach er: „ich bin bereit, mit meinem Blute das Versprechen zu besiegeln, daß ich nie Ihren Namen erfahren will, doch gewähren Sie mir dafür meine Bitte! — Sennora, bei Allem, was Ihnen heilig ist, verweigern Sie mir diese Gnade nicht! Wenn Sie wüßten, von welchem Interesse es für mich ist, Sie wären mitleidiger . . . Lassen Sie mich nur einen Augenblick, nur eine Sekunde lang diese reizenden Züge sehen, lassen Sie mich

bann sterben, ich habe in diesem Leben genug genossen; ich will Sie segnen . . . O! wenden Sie sich nicht von mir, Engel des Himmels, sein Sie barmherzig!“

Während dieser mit heifer Liebesgluth gesprochenen Worte, war der Graf seiner schönen Unbekannten zu Füßen gefallen, hatte sich ihrer Hände bemächtigt, die er zärtlich in den seinen drückte und heftete stehend seine dunkeln Augen auf sie. Die verlarvte Dame schien sichtbar ergriffen von seiner Beredsamkeit, die süßen, liebegirrenden Worte schienen sie zu berauschen; die Larve fiel gerade in dem Augenblicke, als Mansfeld zitternd mit seinen brennenden Lippen einen Korallencrothen Mund berührte, der sich nur halb gegen diese Berührung vertheidigte. In diesem entscheidenden Augenblicke konnte der Graf einen Schrei des Erstaunens nicht zurückhalten. Die Frau, die er vor sich sah, war von ausgezeichneter Schönheit, wenn sie auch nicht mehr im Frühling des Lebens zu stehen schien. Die Weiße ihrer Haut, das reine Profil ihrer Züge, die an die klassischen Schönheiten Griechenlands und Italiens erinnerten, Alles zusammen stellte ein bewunderungswürdiges Bild der Schönheit dar, und doch war es nicht die Unbekannte, deren Andenken unauslöschlich in sein Herz eingegraben war.

„Was ist Ihnen?“ rief sie plötzlich aus.

Mansfeld dachte in dem Augenblicke: „Himmel! warum war's nicht die Andere!“ Da erschallten plötzlich hinter den Tapeten drei deutliche Schläge, die Unbekannte erhob sich und sprach: „so eben verkündet man mir die Zeit des Soupers. Graf, Ihre Hand!“

Die Tagesdämmerung hatte bereits begonnen, als Mansfeld Abschied nahm.

„Graf,“ sagte beim Abschied die Dame, „dies Fläschchen enthält das stärkste Gegengift und ist das Resultat der langjährigen Bemühungen der Boissin und des Italieners Grilli. Wenn Sie je die schrecklichen, peinigenen Qualen des Giftes in Ihren Adern verspüren, dann nehmen Sie einige Tropfen der in diesem Fläschchen enthaltenen Flüssigkeit und Sie sind gerettet, selbst wenn man zum tödtlichsten aller Gifte seine Zuflucht genommen hätte.“

Mansfeld konnte sich bei den letzten Worten seiner schönen Unbekannten eines geheimen Schauders nicht erwehren; unwillkürlich drängte sich seiner Seele ein geheimes Mißtrauen gegen diese reizende Gestalt auf. Obwohl es in der Zeit unserer Gesellschaft nichts Seltenes war, in Circeln schöner Damen über Astrologie, Magie und geheime Künste reden zu hören, so lag doch etwas Grauensvolles darin, das ihm den längeren Aufenthalt verleidete; doch sprach er scherzend: „Nicht meines Lebens! ich will das Fläschchen sorgsam bewahren; aber erlauben Sie mir den Wunsch, es nie gebrauchen zu müssen. Doch der Tag bricht an, entlassen Sie mich aus Ihren Zauberbänden; ich will jetzt meine Diener beruhigen, die mich gewiß schon irgendwo unter einem Balkon ermordet glauben.“

„Einen Moment nachher erschienen auf ein Zeichen der Dame zwei Diener, von denen einer eine Binde in der Hand hielt.

„Ah!“ sprach Mansfeld erstaunt, „ich muß wieder dieselbe Ceremonie durchmachen, wie bei meiner Ankunft?“

„Beklogen Sie mich,“ erwiderte die Unbekannte, „daß ich diese Bedingung nicht erlassen kann, aber . . .“

## 4.

An einem schönen Frühlingstage des Jahres 1688 entschloß sich endlich König Karl der Zweite von Spanien, nachdem er eine bedeutende Verbesserung seines Gesundheitszustandes fühlte, seinen Unterthanen die feierliche Ceremonie eines Handkusses in seinem Buen Retiro zum Besten zu geben. Natürlich befand sich unter den Eingeladenen auch Graf von Mansfeld. Aus mehreren triftigen Gründen kam diese Ceremonie dem Grafen gerade zur rechten Zeit. Erstens war sie die erste Gelegenheit, die ihm erlaubte, diesen durch die immerwährende Krankheit seines Königs so traurigen, düstern Hof kennen zu lernen und dann hoffte er im Palaste um so leichter den Namen seiner geheimnißvollen Unbekannten zu erfahren. Hier konnte sie ihm ihren Namen nicht verbergen, hier konnte er ihn von jedem Kammerer erfahren. Und endlich keimte noch eine dritte Hoffnung in ihm auf: „vielleicht,“ sagte ihm eine leise innere Stimme, „vielleicht findest du hier die zarte himmlische Unbekannte, die dich bei der Boisin errettete und gewiß noch deine damalige schnelle Abreise bedauert.“

Ungefähr eine Viertelstunde darauf trat der Graf in die von Tausenden hellstrahlender Kerzen und Lampen erleuchteten Gallerien des Palastes Buen Retiro. Es schien, als hätte ganz Spanien an diesem Tage die Blüthe seiner Hidalgo's und Sennoras dahin gesandt, so wiederstrahlte der königliche Wohnsitz von der Pracht der Schönheit, Diamanten und Jugendreize. Die wenigstens scheinbare Genesung des königlichen Gebieters gab allen Gesichtern einen festlichen und freudigen Ausdruck; die steife Etiquette, die hier sonst jeden freien Erguß froher Freude hemmte, schien in diesem Augenblicke vergessen und ein allgemeiner elektrischer Schlag hatte gleichsam Alles in seiner Sonne mitgerissen.

Der Graf hatte indessen zu seinem großen Leidwesen gleich beim Eintritte erfahren, daß die Ceremonie des Handkusses bereits vorüber sei und er schritt eben gedankenvoll durch eine der reichverzierten Gallerien, um sich dem Könige vorstellen zu lassen, als er plötzlich, wie versteinert, stehen blieb; es flirrte ihm vor den Augen, seine Knie wankten, sein Herz schlug mit einer Gewalt, als wollte es ihm die Brust zersprengen. Er hatte in der Brüstung eines offenen Fensters, inmitten einer Gruppe von Damen, einen reizenden Lockenkopf bemerkt. Nein, dies Mal war's keine Täuschung! es war die angebetete Unbekannte, der so lang gesuchte Gegenstand seiner Träume, seiner Hoffnungen. Endlich hatte er sie gefunden und auch sie schien ihn wieder zu erkennen, denn eine leichte Purpurröthe hatte sich bei seinem Anblicke auf ihre Wangen gelagert. Bewegt und fast

besinnungslos, wagte er es anfangs nicht, sich ihr zu nähern und ging, grenzenlos glücklich durch ihren bloßen Anblick, mehrere Mal vor der Gruppe von Damen auf und ab. Sei es nun, daß diese sichtbare Aufmerksamkeit von seiner Seite die Dame beunruhigte, oder daß sie sich der immer frischer werdenden Abendluft nicht mehr aussetzen wollte, genug, sie wollte die Gallerie verlassen und so schritt sie, nachdem ihr die Gruppe, die sie umgab, Platz gemacht hatte, langsam auf das Ende der Gallerie zu.

In diesem Augenblicke fühlte Mansfeld nicht mehr die Kraft, seiner glühenden Ungebuld zu widerstehen und war mit einem Sprunge, ohne die weiteren Folgen dieses Schrittes zu berechnen, an der Seite der jungen Dame. „Sennora,“ sprach er mit einer, von der heftigsten Bewegung erstickten Stimme, „dürfte ich so frei sein, Ihnen meinen Arm anzubieten?“

Ein Murmeln der Entrüstung durchlief die Damengruppe und eine etwas bejahrte Dame rief mit lauter, schrillender Stimme: „Wessen erkühnt Ihr Euch, Sennor? Wißt Ihr nicht, daß kein Mann die Königin anreden darf, wenn Ihre Majestät nicht zuerst an ihn das Wort gerichtet?“

„Die Königin!“ murmelte Mansfeld und fühlte das Blut in seinen Adern erstarren; er taumelte und wurde todtensbläß.

Einige Augenblicke darauf hatte er den Palast verlassen.

## 5.

Unter allen Königinnen, die Frankreich je Spanien gegeben hat, mochte wohl keine so sehr das Mitleid gefühlvoller Seelen erregen, als Louise von Orleans, die unter den traurigsten und wehmüthigsten Vorgefühlen von der reichsten und schönsten Krone Europas Besitz nahm. Wie groß ihre Abneigung gegen diese Verbindung sein mußte, kann man leicht aus der rührenden Antwort ersehen, die sie Ludwig dem Bierzehnten gab, als er ihr sagte, daß sie nun Königin von Spanien würde. Wie sie erschreckt die Augen zu Boden senkte, fügte der König erstaunt hinzu: „aber Louise, ich hätte ja für meine Tochter nicht mehr thun können,“ sie antwortete jedoch weinend: „Sire, für Ihre Tochter wohl, aber für Ihre Nichte!“

Welch' tiefer Sinn lag in diesen letzten Worten, die den Character der jungen Prinzessin so gut bezeichnen! Die Unglückliche hatte in der That gehofft, immer an diesem glänzenden, lebenslustigen Hofe Ludwigs leben und vielleicht auch den Mann ihrer Wahl lieben zu können; doch der große König hatte es in dem Laufe seiner Politik anders beschlossen. Sie mußte trotz ihren Bitten und Vorstellungen nach Spanien abreisen. Einem Gerüchte zu Folge hatte sie noch vor ihrer Abreise die Schwachheit, sich von einer Freundin zur Boisin führen zu lassen. Man versicherte sie da, daß der König, ihr zukünftiger Gemahl, nur noch wenige Monate zu leben habe und also dann das Gewitter, das jetzt ihre Lebensbahn bedrohe, auf immer zerstreut sein werde. Man brauchte zwar nicht viel von der geheimen Kunst zu kennen, um das nahe Ende eines von langwierigen Krankheiten aufgeriebenen Monarchen

zu bestimmen; doch hier offenbarte sich eines der sublimsten Naturwunder und neun Jahre waren seit der Prophezeiung der Boisin verflossen, ohne daß sie in Erfüllung gegangen wäre; Louise von Orleans war noch immer Königin von Spanien und Gemahlin Karls II.

Ungefähr vierzehn Tage nach der Ceremonie des Handschusses, saß die junge Königin an einem Frühlingsnachmittage des Jahres 1688 in ihrem Garten unter dem Schatten einiger blühenden Pomeranzenbäume auf reichgestickten Kissen; zu ihrer Seite saßen die Oberhofmeisterin nebst mehreren Hofdamen, von denen die jüngste mit lauter Stimme die Vorleserin machte. Das Buch, das zur Unterhaltung der Königin bestimmt war, erzählte die Geschichte aller Fürsten und Fürstinnen seit Karl dem Fünften und man war gerade zur Leidensgeschichte der Gemahlin Ludwigs des Dreizehnten und Urgroßmutter der Louise von Orleans, der weltbekannten Anna von Oesterreich, gekommen. Die Vorleserin berührte so eben die unglückliche Epoche dieser Fürstin, in der sie dem englischen Gesandten, dem berühmten Herzog von Buckingham, eine so glühende Leidenschaft einflößte. Der gewissenhafte Geschichtsschreiber hatte sich hier, wahrscheinlich um die Jugend dieser Fürstin noch mehr ins Licht zu stellen, darin gefallen, die Vorgänge des fremden Gesandten in jeder Einzelheit her zu zählen, während er die kränklische düstere Figur des hinsiehenden Ludwigs XIII. mit grellen Farben beleuchtete und so wahrlich den Tugendkampf der Fürstin mit der Leidenschaft ins Riesenhafte erhob.

Plötzlich verkündete die Schloßuhr die sechste Stunde; die Oberhofmeisterin der Königin gab ein Zeichen mit der Hand, die Vorleserin schloß das Buch und hörte auf zu lesen; denn die nach der spanischen Hofetiquette für die Königin bestimmte Vorlesestunde war verflossen. Die unglückliche Fürstin stieß, als sie sich so einer Zerstreuung beraubt sah, die ihr gerade heute von großem Interesse war, einen tiefen Seufzer aus und senkte das Köpfchen mit einem Ausdruck von Melancholie, der auch das härteste Herz erweicht hätte. Doch die Oberhofmeisterin schien das gar nicht zu bemerken und begann, nachdem sie aus einem neben ihr stehenden Kästchen eine Stickerei herausgenommen hatte, mit kalter Gleichgiltigkeit daran zu arbeiten; die andern Damen folgten ihrem Beispiel und nur die in tiefe Träumereien versunkene Königin nahm an dieser Beschäftigung keinen Antheil. Gewiß, abgerechnet die Pracht der Gewänder, hätte hier Jeder, der zufällig in diese weibliche Gesellschaft gekommen wäre, eher die täglichen Uebungen eines klösterlichen Ordens, als die Zerstreuungsstunde eines königlichen Hofstaates vermuthet.

Das Stillschweigen dauerte noch eine kurze Zeit fort; der Ernst, oder die Langeweile malte sich auf jedem Angesichte. Endlich begann ein monotones, sich dahinschleppendes Gespräch über die letzte Predigt des königlichen Beichtvaters. Nachdem

dies interessante Thema erschöpft war, wollte man soeben zu einem nicht minder langweiligen schreiten, als plötzlich die junge Marquise von Aquilar die leichtsinnige Frage wagte: „was hört man denn vom Grafen von Mansfeld? hat er sich schon von der plötzlichen Unpäßlichkeit beim letzten Handkuß erholt?“

Die Königin erbehte und obwohl sie noch immer für das Gespräch gleichgiltig zu bleiben schien, so hätte doch ein aufmerksamer, erfahrener Beobachter leicht bei dieser Frage das Gegentheil wahrnehmen können.

Die Oberhofmeisterin erwiderte, ohne die Augen von ihrer Stickerei zu erheben: „der Graf muß in der That sehr krank gewesen sein; wie hätte er sonst so die Etiquette vergessen und die Königin anreden können, ohne von ihr dazu aufgefordert zu sein.“

„Und sogar,“ fügte eine Dame hinzu, „es zu wagen, Ihre Majestät den Arm anzubieten.“

„Ah! meine Damen,“ unterbrach sie die Marquise von Aquilar lebhaft, „ich bitte um einige Nachsicht für diesen armen Grafen; Sie vergessen ganz, daß er unlängst erst nach Madrid kam, folglich die Hofetiquette noch gar nicht kennen kann; und wer weiß übrigens, ob er es ahnte, daß er die Ehre hatte, sich vor der Königin zu befinden.“

„D! das ist unmöglich!“ riefen alle Damen zugleich aus, indem sie einen verstohlenen Seitenblick auf ihre Fürstin warfen.

Diese glaubte nicht länger schweigen zu dürfen und antwortete mit unsicherer Stimme: „die Marquise hat Recht, man muß ihn entschuldigen, denn es war das erste Mal, daß er in meiner Gegenwart erschien.“

Louise von Orleans vergaß, daß diese einfachen Worte ein magisches Band um die Königin von Spanien und den Grafen von Mansfeld woben; es war die erste Lüge; denn sie erkannte in ihm recht gut den fremden Unbekannten, den sie einige Jahre vorher bei der Boisin getroffen hatte und der ihr beinahe sein Leben verdankte. Doch zu wichtige Beweggründe verboten der Königin von Spanien die Mittheilung dieses sonderbaren Zusammentreffens und so wuchs ihre Verwirrung um so mehr, als sie eine der Damen ausrufen hörte: „wenn eine von Ihnen, meine Damen, die geringste Unruhe über den Gesundheitszustand des Herrn Grafen von Mansfeld fühlt, so kann ich Sie mit gutem Gewissen beruhigen; denn ich sah ihn noch nicht einen einzigen Tag seine gewöhnliche Promenade vor den Fenstern dieses Palastes aussetzen, worin wahrscheinlich der holde Stern seiner Liebe leuchtet und sich ihm öfters zeigt.“

„Wer kann das sein?“ fragte eine andere Dame.

„Man weiß es bis jetzt noch nicht,“ wurde von mehreren Seiten erwidert.

„D!“ sprach die Marquise schelmisch lächelnd, „ich glaube, es errathen zu haben.“

(Fortsetzung folgt.)